2. JAHRGANG ZELL AM ZILLER, MÄRZ 2022 FOLGE 2



Friaga z' Zelle

Zuwachs für die Zeller Bildchronik

Unlängst konnte die Marktgemeinde Zell am Ziller von Waltraud Binder Teile des fotografischen Nachlasses ihres Gatten Heinz, ihres Schwiegervaters Erich sowie dessen Vaters Max übernehmen.

Der im Dezember 2018 verstorbene Heinz Binder war nicht nur ein hervorragender Fotograf, sondern auch ein begnadeter Musiker, welcher in der örtlichen Musikkapelle viele Jahre aktiv mitwirkte und darüber hinaus mit dem legendären Binder-Trio - bestehend aus seiner Mutter Dora, Theresia Riegler und ihm - Einheimische und Gäste mit musikalischen Darbietungen erfreute. Damit nicht genug, darüber hinaus verstärkte Heinz auch virtuos verschiedenste weitere Musikgruppen.

Bei eingangs beschriebener Donation handelt sich um mehrere tausend Bildträger in Form von Negativen und Diapositiven in schwarz-weiß sowie in Farbe. Vereinzelt sind auch Glasplatten vorhanden, wie sie bis herauf in die 1920-er Jahre in Großformat-Kameras Verwendung fanden.



Nachdem eine Ausarbeitung der überlassenen Bildträger bei keiner Firma nach Einholung diesbezüglicher Offerte zu akzeptablen Preisen in Auftrag gegeben werden konnte, hat die Marktgemeinde ein entsprechendes Gerät, vergleichbar mit einem Scanner, der allerdings auch positive und negative Scans anzufertigen imstande ist, angeschafft. Derzeit ist man im Bereich der Chronik damit befasst, die Bildträger zu sichten und zu duplizieren. Fest steht dabei, dass damit einmalige und äußerst wertvolle Bilddokumente der Ortschronik hinzugefügt werden können. Ein herzlicher Dank ergeht an dieser Stelle an Waltraud Binder, auch dafür, dass sie sich vom Lebenswerk ihres Gatten Heinz und dessen Vorfahren trennen konnte. Sie sei versichert, dass den übernommenen Bilddokumenten ein Ehrenplatz in der Zeller Chronik eingeräumt wird.

Zell im Wandel der Zeit - 1904, 1981 und 2020

Unter diesem Titel werden Ansichten aus dem Ort und einzelner ausgewählter Objekte veröffentlicht.



Diese Folge zeigt den - wie er früher hieß - "Unteren Metzger" oder Gasthof "Eberharter". Bis

zu dessen tragischem Tod am letzten Septembertag des Jahres 2012 wurde der Gasthof von Alois Eberharter geführt. Allein bei diesem Gebäude hat sich im Zeitraum von knapp 120 Jahren immens viel verändert.





Beim Betrachten solcher Bilder wird einem gewahr, wie rasant wir unseren Lebensraum in relativ kurzer Zeit, bei einigen Bereichen nicht einmal im Lauf eines Menschenalters, umformen.

Vom Paßfoto zum Sterbebild

Obige Überschrift mag drastisch und gleichzeitig makaber erscheinen, beim Lesen des gegenständlichen Artikels wird allerdings offenbar werden, warum dieser Titel gewählt wurde.

Der auf vorangegangener Seite beschriebene Nachlass enthält auch einige Hundert Porträtaufnahmen, welche vermutlich in den Jahren 1938 und 1939, unmittelbar nachdem ein Anschluss Österreichs als Ostmark an das Großdeutsche Reich vollzogen worden war, erstellt wurden. Erschreckend ist dabei das Vorhandensein von Parteiabzeichen an den Revers vieler der Abgelichteten.



Gut möglich, dass damals die Bevölkerung infolge der Sanktionen durch die 1000-Mark-Sperre, der darniederliegenden Wirtschaft und damit verbundenen Arbeitslosigkeit den Verlockungen des neuen Systems nicht widerstehen konnte. Kritische Stimmen und Mahner wurden ohnehin mundtot gemacht und vielfach auf grausamste Weise beseitigt. Denkbar ist auch, dass die Österreicher vom Ständestaat genug hatten und die neue Ideologie einfach nicht hinterfragten. In den 1930-er Jahren wurde das Land mehr oder weniger diktatorisch regiert, zuerst durch Kanzler Dollfuß und dann durch dessen Nachfolger Schuschnigg. In Österreich herrschten bürgerkriegsähnliche Zustän-

de, im Verlauf derer auch ein Zeller sein Leben ließ. Der Beamte Hermann Wieser, stationiert am örtlichen Gendarmerieposten, wurde - wie viele andere Gendarmen aus dem Westen des Landes auch - nach Graz beordert, wo er während bewaffneter Auseinandersetzungen zwischen Staatsgewalt, Schutzbund und Heimwehr am 16. Februar 1934 den Tod fand. Seine Gattin Aloisia ist Zeit ihres Lebens Zell treu geblieben und hochbetagt im Dezember 1995 verstorben.

Wie überall in Österreich, so zog auch im Zillertal und Zell der Nationalsozialismus während der 1930-er Jahre immer mehr Menschen in seinen Bann. Die Überzeugungskraft und das forsche Auftreten faszinierten und als erklärtes Feindbild wurden die allerorts herrschenden Missstände angeprangert. Die nationalsozialistischen Funktionäre verwiesen laufend auf die Erfolge und wie sich Deutschland nach 1933, dem Ende der Weimarer Republik, zu einem erfolgreichen Staat entwickelt hatte. Dass diese Erfolge auf der Knechtung von Menschen, der Beschneidung von Rechten eines gesamten Volksstammes und der Tatsache, dass der finanzielle Hintergrund für ein immenses Investitionsprogramm - insbesondere beim Rüstungswesen - nicht gegeben war, wurde wohlweislich verschwiegen. Ohne Widerstand wurde auch in Zell ab dem 12. März 1938 von den Nationalsozialisten die Macht übernommen. Am 10. April stimmten sodann bei der initiierten "Pseudo-Abstimmung über die Heimholung ins Reich" lediglich drei Zeller dagegen.

Nach diesem Exkurs jedoch zurück zum eigentlichen Gegenstand: Bei den Abgelichteten handelt es sich in auffallender Weise um relativ junge Männer, vielfach noch im jugendlichen Alter. Gemutmaßt kann dabei werden, dass diese Passbilder für die nach dem Anschluss überall erfolgten Musterungen und die dabei angelegten Akten dienten. Einige auf den Bildern Aufscheinende erkennt man buchstäblich "vom Gesicht herunter" und viele von ihnen findet man dann ab September 1939 auf Sterbebildern.















Wie die nebenstehende Abbildung verdeutlicht, wurden im Jahr 1939 noch "gestandene Zeller" gemustert. Weiters am Foto findet man den damaligen Bürgermeister Dr. Arthur Wildgruber und den Ortsparteiobmann. Erst ab dem Jahr 1940, als sich der Blutzoll von Soldaten in den annektierten Ländern Europas häufte, ging die Diktatur dazu über, immer jüngere Männer zu mustern, um ihnen dann den Einberufungsbefehl zustellen zu können. Nur acht Tage nach dem Überfall auf Polen, am 8. September 1939, fiel der Erste aus unserer Pfarre.

Bereits zu Kriegsbeginn, beim Polenfeldzug im Jahr 1939, hatten zahlreiche Zeller zur Wehrmacht einzurücken. Je länger dieser andauerte, umso mehr wurden eingezogen, sodass allmählich fast die gesamte waffenfähige Bevölkerung an den vielen Fronten eingesetzt war. An allen Schauplätzen des Krieges kamen die Zeller, meistens als Gebirgsjäger, zum Einsatz: an der Eismeerfront in Nordnorwegen, in den Weiten Russlands, in der Hitze Griechenlands und Kretas, in Jugoslawien und in Frankreich. Jeder, der die Gnade hatte, zurückzukehren, wusste von diesen Schreckensjahren zu berichten: von der Kälte, die sie zwang, Motoren des Fuhrparks durchlaufen zu lassen, von Hunger, Durst und Hitze, die ihnen ständige Begleiter waren, von Krankheiten und Verwundungen, von beiderseitigen Grausamkeiten während der Kämpfe, von den Schikanen in den eigenen Reihen, von Angriffen und der höllischen Wirkung eingesetzter Waffen, vom spurlosen Verschwinden von Kameraden und von den Vermissten bis hin zum Tod. Wie groß Strapazen und Entbehrungen dabei waren, wie nahe oft Leben und Tod, Heimkehr und Gefangenschaft beieinander lagen, verdeutlichen schriftliche Aufzeichnungen des ehemaligen Chronisten Ferdinand Hechl über seinen Einsatz im Osten.

"Ende Juli 1942: Wir marschieren seit Tagen in den großen Donbogen hinein. Die Siedlungen werden mit jedem Tag, der uns weiter nach Osten führt, immer spärlicher und zuletzt immer armseliger. Wir treffen in den Dörfern die ersten Kirgisen, Kosaken, Usbeken und Kalmücken - wir stehen auf der Brücke, die das Abendland mit dem Morgenland verbindet. Wir haben bereits den 48. Längengrad überschritten, sind die 'östlichsten' Soldaten der Wehrmacht und stehen schließlich nur noch 50 Kilometer von jenem weit nach Osten vorgeschobenen Knick des Dons entfernt, an den sich die Wolga bei Stalingrad auf 80 Kilometer heranschiebt. Das Land ist wie ein Ozean, es ist unabsehbar weiträumig und großartig in seiner riesenhaften Eintönigkeit. Die sanft geschwungenen Hänge und Hügel der Steppenlandschaft verschwimmen im großen Dunst des Horizonts. Wie die Wellen des Meeres, so reihen sich hier die Bodenwellen aneinander. Das Land ist versteppt, der Boden aber ist nicht schlecht, daß er keine Ernten trüge, es fehlen die Menschen, die das Land bebauen. Wir Infanteristen marschieren in diesen Tagen 30 bis 40 km, bei 40, 45 Grad Wärme. Wir sehen oft 7 oder 8 Stunden lang kein Haus, keinen

Baum und keinen Strauch. Wir sehen um uns nur das ungeheuer weite Land, das wir mit unseren Stiefeln sozusagen 'erobern', das die Russen weder verteidigen noch halten können bzw. wollen. Sie versuchen es wohl, hie und da noch in Nachhutgefechten und verteidigen sich stellenweise hartnäckig, aber ihre Willenskraft wird immer wieder gebrochen. Die infanteristische Leistung der Sommeroffensive 1942 war einmalig. Die Divisionen, welche Mitte Juni bzw. Anfang Juli aus dem Raum ostwärts Charkow-Belgorod-Kursk antraten, haben in sechs, teilweise in nur vier Wochen über 600 km kämpfend und marschierend zurückgelegt. Wir marschierten täglich bis zum Umfallen, der Körper von Schweiß verklebt. die Uniform verschmutzt, die Hemden sahen aus wie schwarze Lappen, die Haut war mit Staub überdeckt, die Kehle ausgedörrt und zugeklebt mit feinkörnigem Pulverstaub. Und wenn das Marschziel erreicht war, konnte man sich beileibe nicht immer waschen oder gar baden, denn das Wasser der Brunnen reichte kaum aus, die erschöpften Pferde zu tränken und die Kessel der Feldküchen gut zu füllen. Dieser Marsch in den großen Donbogen ist in die Geschichte des Zweiten Weltkrieges eingegangen, als "Alexanderzug", umwittert vom Abenteuerhauch und vom sehnsüchtigen Duft der Weite. Man muß sich nämlich vorstellen, daß an der östlichen Spitze der deutschen Ostarmee einmal nicht die Panzer, sondern ein reines Infanterie-Korps marschiert. Aber an diesen Wegen stehen keine Gasthäuser. Wir nuckeln in diesen Tagen an unseren Feldflaschen wie die Säuglinge am Schnuller und teilen uns den Göttertrunk, den nur ganz profane Naturen Kommißkaffee oder Negerschweiß nennen, so ein, daß er den ganzen Tag reicht. Aber alle bringen das nicht zuwege und leiden dann unsäglichen Durst bis hin Erschöpfung. Und es wird ja nicht nur marschiert und geschwitzt, es wird ja auch noch gekämpft: hier geht ein größerer Ort in Trümmer, in der Biegung eines Flusses verteidigt sich ein sowjetisches Bataillon stundenlang, warum, das wissen sie wohl selbst nicht, denn die Masse ihrer Division ist längst 40 Kilometer weit abgerückt. Dann tauchen plötzlich sowjetische Panzer auf, sie sind die Zerstörer in diesem wogenden Meer Bodenwellen. Dann kommen Tiefflieger und greifen an und nachts kommen sowjetische Nachtbomber, die zum Glück außer großen Krach nur sehr wenig Schaden anrichten. Und jeden Tag geht es weiter, 40 oder 50 km - bald müssen wir am Don sein! Am 18. August war es dann soweit, aber in welcher Verfassung unsere Division war, die Kompanien waren durch Kämpfe, Krankheiten und Überanstrengungen dezimiert. Wir bei unserem Bataillonsstab waren von ursprünglich 60 nur mehr 8 Mann. Es hieß zwar, wir würden abgelöst und kämen zurück. Tatsächlich kam Ablöse in Form von rumänischen Soldaten, aber wir wurden nicht zurückverlegt, sondern es ging südwärts Richtung Stalingrad. Meine körperliche Verfassung war sehr schlecht und ich bekam - o Wunder - Heimaturlaub im Oktober. Am 1. November mußte ich wieder zurück zu meiner Truppe - 18 Tage war ich unterwegs, bis ich sie fand und am nächsten Tag war der Ring um Stalingrad geschlossen. Wir waren zwar nicht in der Stadt eingesetzt, sondern einige Kilometer westlich derselben. Aber was nun folgte, war mehr als schlimm. Wie ich das als einziger vom Stab des 2. Bataillons überlebte und dieser Hölle nach vier Wochen entkam klingt für mich heute nach 51 Jahren als Märchen. Vielfaches Glück allein kann das wohl nicht nur gewesen sein."

Geschrieben hat Ferdinand Hechl diesen Bericht für die anlässlich der Einweihung des Kriegerdenkmals im Jahr 1993 aufgelegte Festschrift.

Repressionen waren in der Zeit zwischen 1938 und 1945 gang und gäbe. Eine Überwachung war nahezu lückenlos. Jede Äußerung musste bedachtsam gewählt und nur wenigen Menschen konnte Vertrauen geschenkt werden. Verschlimmert wurde dieser Würgegriff des Nationalsozialismus von oben noch durch den Fanatismus Einzelner von unten. Manche Parteigänger zeichneten sich durch ausgesprochene Böswilligkeit und Gehässigkeit aus. Ältere Zeller erzählten, dass nicht nur Dorfbewohner und Nachbarn angezeigt wurden, sogar innerhalb einzelner Familien soll es Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern des Regimes gegeben haben. Überzeugung und Fanatismus einzelner waren derart groß, dass nicht einmal vor Denunziationen zurückgeschreckt und dafür gesorgt wurde, dass Söhne anderer Familien an die Front kamen. Dem Zeller Dekan, welcher sich gegen diese Vorgänge wandte, sollte die Kirche geschlossen werden, was allerdings am Widerstand der Bevölkerung scheiterte. Der Höhepunkt solchen Treibens einzelner "Hundertprozentiger" war der Frevel am Brückenkreuz (solange über den Ziller eine Holzbrücke führte, war mittig am nördlichen Geländer ein großes Kruzifix angebracht): Die Christusfigur wurde herabgeschossen!

Für die Rüstung wurden nicht nur die Kirchenglocken, sondern aller irgendein Metall enthaltender Hausrat, darunter auch die kupfernen Schnapskessel eingezogen. Eine Produktion von nicht kriegswichtigen Gütern wurde heruntergefahren.

Vom Bombenkrieg, der tausende Städte im Reich in Schutt und Asche legte, blieb unser Ort infolge seiner geographischen Lage verschont. Dafür waren Ausgebombte aufzunehmen und auch die Innsbrucker Lehrerbildungsanstalt wurde ins sichere Zell verlegt.

Als der Zweite Weltkrieg im Mai 1945 zu Ende ging, hatten 147 Soldaten der Pfarre Zell für "Führer, Volk und Vaterland" ihr Leben verloren. Viele waren schwer und bleibend verwundet worden und zahlreiche Zeller sahen infolge von Gefangenschaft die Heimat erst viele Monate oder gar erst Jahre später wieder. Besonders in Russland und in Jugoslawien erwies sich die Gefangenschaft als ein neuerlicher Kampf ums Überleben - nur eiserner Wille und Zähigkeit sicherten das Durchhalten sowie Durchkommen und damit letztendlich die Heimkehr.

In Zell selbst verlief das Kriegsende großteils geordnet: Letzte sinnlose Abwehrmaßnahmen fanatischer Nazis konnten verhindert werden. Die aus dem Süden zurückflutenden Wehrmachtseinheiten verließen unvermittelt das Tal. Die auf Alm- und Berghütten versteckten und von der Bevölkerung unter ständiger Lebensgefahr versorgten Deserteure konnten nun wieder hervorkommen. Am 5. Mai 1945 marschierten um 6 Uhr abends unter dem Jubel der Bevölkerung die ersten amerikanischen Einheiten in Zell ein, wo sie bis zum 10. Juli blieben, um dann von den Franzosen als Besatzungsmacht abgelöst zu werden.

Auch in Zell hatte sich eine Widerstandsbewegung gebildet. Einer der Beschlüsse dieser Vereinigung in der ersten Maihälfte dieses Jahres war, dass in den Klassenzimmern wieder Kreuze anzubringen und zu Beginn der ersten Schulstunde ein Gebet zu verrichten ist.

Eine erwartete und wohl auch verständliche Abrechnung mit den ärgsten Nazis unter der Dorfbevölkerung blieb weitgehend aus. Sofern sie sich beim Zusammenbruch nicht abgesetzt hatten, wurden sie von den Besatzungstruppen in Lagern interniert und zu Sühneleistungen verpflichtet. Trotz mancher Verbitterung, und trotz geschehenem Unrecht waren die Menschen im Dorf bereit, einander zu verzeihen und sich wieder die Hände zu reichen. Gemeinsam sind sie an den Wiederaufbau geschritten, haben solidarisch die Herausforderungen der Zukunft gemeistert und uns ein Zell hinterlassen, auf dem nachfolgende Generationen mit dem ihnen eigenen Fleiß aufbauen konnten.

147 Namen führt das vor nahezu drei Jahrzehnten errichtete Kriegerdenkmal an und erinnert damit an eine sinnlose Periode, die über viele Familien unserer Pfarrgemeinde Trauer und Leid brachte. Kinder, Brüder, Väter, Gatten, Verwandte und Freunde sind nicht mehr zurückgekehrt. Für einen auf Grund seiner politischen Überzeugung in Dachau hingerichteten Zeller - den Schuldirektor Hans Vogl - wurde unlängst vor seiner Wirkungsstätte, dem "Alten Schulhaus", ein sogenannter Stolperstein angebracht.



Das zu Herzen gehende Schicksal eines jungen Zellers ist geradezu ergreifend und für diese unselige Zeit charakteristisch - es soll hier festgehalten werden:

Engelbert Thaurer, wohnhaft beim "Entrigen Selanger" in der Kaiserstadt, hegte schon während seiner Kinderzeit den Wunsch, zur See zu fahren. Im Jahr 1944 verpflichtete er sich 17-jährig bei der Kriegsmarine. Am 3. Mai 1945, nur drei Tage vor der Kapitulation, wurde er nach einem Kriegsgerichtsverfahren in Cuxhaven standrechtlich erschossen. Dabei zeigt sich die ganze Perfidie des damaligen Systems und lässt einem gleichsam das Blut in den Adern gefrieren.

Dass dieser Krieg seinem Ende entgegengeht, wurde mittlerweile jedem klar Denkenden bewusst. Engelbert's Verfehlung war, dass er im April auf dem Bahnhof in Bremerhaven sagte, "der Krieg sei ja wohl verloren", was damals schon zu viel war. Er wurde denunziert, angezeigt und kriegsgerichtlich mit der Begründung "Wehrkraftzersetzung" zum Tode verurteilt - samt dem Nachsatz, dass eine Kugel zu schade sei, er solle aufgehängt werden. Der ihn in der Gefängniszelle betreuende katholische Priester soll mit dem Hinweis auf dessen jugendliches Alter erreicht haben, dass er erschossen wurde. Engelbert Thaurer gilt damit als letztes Opfer der NS-Marinegerichtsbarkeit.

Im Archiv der St. Marienkirche Cuxhaven ist von Pfarrer Niederschäfer vermerkt: "3.5., 17-jähriger Tiroler standrechtlich erschossen, er sagte, der Krieg wäre wohl doch nicht zu gewinnen, worauf ihn ein Maat anzeigte. In der Zelle fragte Thaurer den Pfarrer immer wieder, wann die Engländer wohl ankämen. Kurz vor der Ankunft der Briten wurde er erschossen. Gez. Niederschäfer."

Pfarrer Niederschäfer hat brieflich Engelbert's Großvater über dessen Tod wie folgt unterrichtet: "Ich hatte die schwere Pflicht als Priester und Seelsorger, ihm die letzten Tage zu erleichtern und ihm auch im Tode beizustehen. Er ist als gläubiger Christ, nachdem er noch dreimal die heilige Kommunion empfangen hatte, gestorben. Gez. Niederschäfer."

Auch Engelbert Thaurer richtete Abschiedsworte an seinen Großvater: "Lieber Großvater, die letzten Grüße von Engelbert. Das Leben auf der Welt ist ein Kummer. Wir finden uns ja alle oben in unserer Heimat. Grüß mir meine Mutter (sie leistete Zwangsarbeit in Leipzig) und Bruder Franzal (Bruder Franz war ebenfalls bei der Wehrmacht) und Hansal fortweg und auch die anderen Tanten. Ich bin noch als Soldat gestorben. Engelbert Thaurer."

Engelbert war auf dem in Cuxhaven stationierten Flakjäger "22 Wiking" eingesetzt. Seine Ermordung erfolgte auf dem Schießplatz von Sahlenburg, beigesetzt ist er am Friedhof von Brockenwalde.

Seite 6 "Friaga z´ Zelle" Folge 2



In vielen Zeller Stuben hängen Gedenkbilder. möglicherweise auch als Erinnerung an diese verlorenen Jahre. Als gefallen werden bildlich 47 Personen angeführt. Das Kriegerdenkmal im Pfarrfriedhof listet darüber hinaus noch weitere Gefallene, insgesamt 61 an der Zahl, auf. Warum die Bilder von 14 Opfern fehlen, ist dem Schreiber nicht erklärbar.

Vielfach ist jenen, die das Glück hatten, die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges lebend zu überstehen, nicht viel mehr als diese sogenann-

te Gedenktafel geblieben. Ihnen wurden sechs Jahre ihrer Jugend geraubt. Zwar haben sie viel von Europa, Nordafrika, dem Mittelmeerraum und dem europäischen Teil Russlands gesehen - aber unter welchen Umständen und zu welchem Preis? Als Heimkehrer, von denen nicht wenige bis zum Lebensende an zugezogenen Verwundungen laborierten, muss es immens schwierig gewesen sein, sich in der Normalität wieder zurechtzufinden. Vielfach werden neben den körperlichen auch seelische Narben zurückgeblieben sein.

"Böleit-Franzal", den die obige Abbildung zeigt, wurde im vorletzten Kriegsjahr - gerade einmal achtzehnjährig - zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht einberufen. Dies zu einem Zeitpunkt, da für jede einigermaßen klar denkende Person absehbar war, dass vom viel propagiertem "Endsieg" keine Rede mehr sein konnte. Die Alliierten waren im Herbst 1943 auf Sizilien gelandet und rückten unablässig über den italienischen Stiefel in Richtung Norden vor. Bei Monte Cassino folgte ab Jänner 1944 ein fünf Monate andauernder Stellungskrieg, nach dessen Ende sich die deutschen Verbände weiter in Richtung Poebene und in der Folge zum Alpenhauptkamm zurückziehen mussten. Franz Eberharter war im Jahr 1944 zum Wehrdienst nach Italien einberufen worden. Vermutlich war er, wie viele andere auch, als Ersatz für den hohen Blutzoll, der bei diesen sinnlosen, von der Naziführung als "heroisch geführten Abwehrkämpfen" verklärten Kampfhandlungen geleistet werden musste, zum Wehrdienst einberufen worden.

Unfassbar ist, dass sogar Kinder im Schulalter während der letzten Kriegsmonate gewissermaßen als Teil des "Volkssturmes" - wo versucht wurde, vom Schüler bis zum Greis noch unter allen Umständen Waffenträger rekrutieren zu können - verpflichtet worden sind. Noch 1944 wurde Franz Eberharter dann an die Ostfront verlegt, wo er verwundet wurde. Nach seiner Genesung wurde er wieder der Einheit zugewiesen, welche nach den ab Jänner 1945 durch sowjetische Armeen eingeleiteten Großoffensiven zwischen Baltikum und Karpaten kontinuierlich nach Westen zurückwich. Nach der bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 konnte es Franz vermeiden, in Kriegsgefangenschaft zu geraten. Vermutlich war er zu diesem Zeitpunkt bereits in Bayern, da aus seinen Erzählungen überliefert ist, dass er in Altötting wallfahrten gegangen sei. Wie viele andere Teilnehmer am Weltkrieg, hat auch Franz nicht gerne über diese leidvolle Zeit gesprochen. Schlussendlich konnte er sich dann nach Wochen und so manchen Irrwegen, gemeinsam mit einem Südtiroler Kameraden, nach Zell durchschlagen.

Von "Böleit-Franzal", der ein eifriges Mitglied des Veteranen- und Reservistenvereines und gleichzeitig Fähnrich war, ist auch eine Anekdote überliefert: Franz war leidenschaftlicher Raucher und im Rahmen einer Ausrückung lehnte er die Vereinsfahne im Dorfzentrum an ein Geschäftsportal, um in einer Pause rasch dem Tabakkonsum zu huldigen. Dies allerdings nicht ahnend, dass ein Spaßvogel auf dem Balkon darüber nur darauf wartete, die Fahne dem einen Augenblick unachtsamen Franz entführen zu können.

Aus den Briefen eines Seligen

Der in der Ramsau im Zillertal geborene Engelbert Kolland, im Jahr 1926 durch Papst Pius XI. seliggesprochen, exakt sechzig Jahre nach dessen Seligsprechung als zweiter Patron unserer Pfarre eingesetzt, ist der einzige Märtyrer der Erzdiözese Salzburg. Sein Leben und Wirken wird jedem Interessierten zur Genüge bekannt sein. Weniger bekannt dürfte allerdings sein, dass der Selige neben seinen Eltern mit mehreren Mitbrüdern, insbesondere mit Pater Efreym und Pater Heribert, in regem Briefkontakt stand. Aus den letzten dieser Briefe - im "Zillertaler Pfarrboten" der Jahre 1935 und 1936 veröffentlicht - werden nachstehend Auszüge wiedergegeben. Diese decken den Zeitraum von 1859 bis zu seinem gewaltsamen Tod am 10. Juli 1860 ab.





Martyrium des seligen Engelbert und seiner Mitbrüder Pfarrkirche Greccio, Italien.

25. September: "Diesen Sommer hatten wir eine derart unträgliche Hitze, daß das Briefschreiben auf kältere Zeit verschoben wurde. Durch mehrere Wochen hindurch so 37 bis 40 Reaumur im Schatten. Meine Zelle war während dieser Zeit einer verdünnten Hölle nicht unähnlich, denn auch bei starker Luft dringt in dieselbe kein Lüftchen. Selbst in diesem Monat haben wir noch 30 Grad Hitze. Am 22. August hatte ich das Glück, in mein gewöhnliches Sommer-Frisch-Dorf mit Namen Opo mich zu begeben. Dieses liegt fünf Stunden von Damaskus entfernt und ist nur von griechisch-unierten Christen bewohnt. Da mich dort groß und klein kennt, so werde ich immer mit voller Zuvorkommenheit aufgenommen; versteht sich, indem ich alles doppelt bezahle. Was mir das Dorf, das nichts anderes als ein unregelmäßiger Steinhaufen ist und wo man statt des Holzes mit getrocknetem Viehkot sein Essen bereitet, so anziehend macht, eine dreiviertel Stunden oberhalb des Dorfes in hohen Felsen zu Ehren des hl. Elias gebaute Kapelle, welcher Ort von Christen, Türken und Drusen besucht wird. Der Legende nach soll sich der Heilige in der dort befindlichen Felsengrotte einige Zeit aufgehalten haben. Abgerechnet von der Heiligkeit des Ortes genießt man dort eine

Aussicht, die man selten finden wird. Damaskus mit seinen unzähligen Gärten, die sich in der unabsehbaren Ebene mit zahlreichen Dörfern Stunden weit ausbreiten, liegt wie eine Karte vor dem Auge. Kaum hören die Gärten auf, fängt die große syrische Wüste an. Seit 4. September befinde ich mich wieder in Damaskus. An Arbeit fehlt es nicht. Seit drei Monaten bin ich auch Kurat der armenischen Nation, welche nahe an 500 Seelen zählt. Auch hat man mich als provisorischen Schullehrer der italienischen Sprache angestellt, welche Stelle ich seit vier Monaten einnehme. Wir sind jetzt sechs Priester in diesem Hause, fünf Spanier und meine Wenigkeit ... Den Esel mache also ich ... Wir leben in schönster Eintracht und Harmonie."

Am 21. März 1860 schreibt er: "Als Neuigkeit kann ich Ihnen schreiben, daß man daran dachte, mich nach Ostern nach Jerusalem zu versetzen. Ich habe das Arabische soweit erlernt, daß ich meine Predigten ohne Wörterbuch schnell zu Papier bringe. Nun soll ich also die Mission verlassen und, erst 32 Jahre alt, im Synedrium (Hoher Rat) zu Jerusalem sitzen. Der hiesige Expräsident (früherer Oberer), als er dies hörte, wandte sich sogar an den Patriarchen Valerga mit der Bitte, er solle ja nicht zugeben, daß meine Wenigkeit der Mission in Damaskus jetzt entzogen werde. Es ist nun gewiß, daß ich noch wenigstens ein Jahr in Damaskus bleibe. Mein Befinden ist wie immer ein sehr gutes, ich habe auch sehr große Freude an der Mission."

Aus seinem vorletzten erhaltenen Brief geht hervor, dass die Christenverfolgung nahe bevorstand. Er ist mit 13. Juni 1860 datiert und lautet unter anderem wie folgt:

"Ich komme über den schändlichen Vertilgungskrieg zu sprechen, der seit vierzehn Tagen zwischen Drusen und Christen auf dem Libanon und Antilibanon ausbrach. Meine Nachrichten werden Sie um so mehr interessieren, da ich nur wenige Stunden vom Kriegsschauplatz entfernt bin, und teils durch Flüchtlinge, teils durch andere Nachrichten so gut als möglich über diesen unseligen Krieg unterrichtet bin. Während ich diese Zeilen schreibe, müssen Sie wissen, daß wir arme Christen hier in Damaskus um unser Leben bangen. Seit fünfzehn Tagen hat sich der Fanatismus der hiesigen Türken in dem Grade gesteigert, daß man annehmen muß, die Vorsehung allein habe verhindert, daß dieser Fanatismus noch nicht in hellen Flammen ausbrach. Wir zittern immer, so oft die Post oder sonst ein Kurier kommt, denn bis jetzt hörten wir nur Hiobsnachrichten, die von den Türken mit unseliger Freude aufgenommen werden, weil sie hoffen, daß in diesem Jahre die Christen im Orient vertilgt werden.

Die ersten dunklen Gerüchte, daß Feindseligkeiten ausgebrochen seien, vernahmen wir hier am 20. Mai. Am 26. Mai ergab sich die Nachricht, daß die Drusen mit dem türkischen Militär ein großes christliches Dorf mit Namen Abda niedergebrannt hätten. Die Christen ließen natürlich den Kopf hängen und die Türken fingen an, das Kreuz öffentlich zu verfluchen und uns zu beschimpfen. Am 29. Mai brachte die Post die Nachricht, daß große Massen von Drusen gegen Deir El Kamar aufbrachen und große Vorbereitungen auf dem Libanon von Seite der Christen gemacht werden.

Am 2. Juni morgens brachte ein Eilbote die traurige Nachricht, ein katholisches Kloster mit beiliegendem Frauenkloster samt zwei Maronitenklöstern seien niedergebrannt und die Mönche ermordet, die Klosterfrauen geschändet und ermordet und mehr als 300 Christen, die aus den umliegenden Dörfern nach Saida geflohen, wurden von den sie verfolgenden Drusen vor den verschlossenen Toren von Saida niedergemetzelt. Nach dieser Nachricht fingen die Türken hier öffentlich an, den Christen zu drohen, sie umzubringen.

Am 6. Juni kamen ganze Scharen von fliehenden Christen hier an. Sie sagten, daß sie in der Nacht von den Drusen überfallen worden seien.

Der 8. Juni, ein Freitag, war ein Schreckenstag für die hiesige christliche Bevölkerung, denn man sprach ganz öffentlich, daß man in der Nacht den Christen den Garaus machen wolle; die ganze Nacht ging der Pascha mit Militär im Christenviertel herum, und wir kamen, Gott sei Dank, mit dem Schrecken davon. Am folgenden Tage hörten wir, Deir El Kamar habe sich den Drusen ergeben. Noch mehr, ein großes Maronitendorf, mit Namen Gesin, wurde von den Drusen zu Asche verbrannt; wer nicht fliehen konnte, ermordet und Greueltaten wurden an Kindern und Weibern verübt, die unglaublich sind.

Vorgestern am 11. Juni kamen wieder einige hundert fliehender Christen aus der Nähe von Damaskus an, die von Missetaten der Drusen berichteten, worauf alle Christen von großem Schrecken ergriffen wurden. Auch die Türken hier fingen an, die Christen zu mißhandeln, so daß sich der Pascha gezwungen sah, 30 Kanonen aus der Festung gegen die Stadt zu wenden. Die ganze Nacht durchzog wieder das Militär zum Schutze das Christenviertel; jeden Augenblick erwartete man einen Aufstand gegen die Christen.

Heute, 13. Juni, kamen die türkischen Soldaten, welche der Ermordung der Christen zugesehen hatten, hier an und berichteten, daß die Drusen auch die christlichen Weiber und Kinder umgebracht haben. Schreckensnachrichten kamen auch aus Dörfern in der Umgebung



Engelbert's Grab im Pauluskloster von Damaskus.

von Damaskus. Mit einem Worte, wir erwarten täglich, gleich den Schafen abgeschlachtet zu werden. Die Hauptmacht der Drusen befindet sich in Zahle, einer Stadt mit einigen tausend christlichen Einwohnern. Würden die Christen auch in Zahle geschlagen, dann könnten wir hier in Damaskus auch einen Besuch der Drusen bekommen. Man sagt, daß sich die Drusen mit den Beduinen verbinden wollen. Sollte dies geschehen, dann nehmen sie Damaskus ohne Schwertstreich. Die Christen blicken mit Sehnsucht nach ihren Brüdern in Europa, aber bis von dort Hilfe kommt, ist es zu spät."

Drei Tage vor seinem Tode richtete Engelbert Kolland noch einen Brief an seinen Freund Pater Heribert Witsch in Jerusalem. In diesem berichtete er, "daß unter den Türken in Damaskus eine schreckliche Gärung und Gereiztheit zu bemerken sei und wenn ihn Gott nur diesmal beschützen möchte, er habe das letzte Jahr (sein Sechstes) angefangen und dann wolle er gleich nach Tirol zurück, um die Mutter noch einmal zu sehen. "Zuletzt bat er seinen Freund und Mitbruder, "sobald als möglich am Altare der Schmerzensmutter auf Kalvaria eine Messe für ihn zu lesen, damit ihn die Gottesmutter, wenn der Aufstand wirklich zum Ausbruch komme, unter ihren besonderen Schutz nehme." Als der Brief ankam, hatte Pater Engelbert Kolland sein Leben bereits als Märtyrer beendet.

Die im gegenständlichen Bericht immer wieder vorkommende Bezeichnung "Drusen" sei wie folgt umschrieben: Die Drusen sind eine arabischsprachige Religionsgemeinschaft im Nahen Osten. Angehörige derselben leben heute vor allem in Syrien, im Libanon, in Israel sowie in Jordanien. Damals gab es ein eigenständiges Drusen-Emirat, allerdings ein vom Osmanischen Reich abhängiges Gebiet. Die Kooperation mit den Osmanen, die damals dem Christentum tolerant gegenüberstanden, wurde in Auseinandersetzungen zwischen 1858 bis 1860 zeitweilig ausgesetzt. Auch Engelbert Kolland hat im Juli 1860 im Zuge dieser Konflikte, die sich gegen den christlichen Glauben richteten, den Tod gefunden.



Der Hamstererzug

Passend zur "fünften Jahreszeit", dem Fasching, wird nachstehend ein Spottgedicht wiedergegeben, das die einzelnen Zillertaler Gemeinden mit viel Ironie umschreibt. Zur Verfügung gestellt wurden diese prosaischen Zeilen von Maria Innerbichler, der es wiederum von einer ihrer Verwandten überliefert worden ist.

Einst fuhr ich mit dem Hamstererzug, da gab es zu sehen und zu hören genug. Wie man sehen und hören kann, in Straß fängt das schöne Zillertal an. Da haust auf dem hohen Berg der Einsiedelmann.

Gegenüber das Dörflein Bruck, da gibt es Theater und so manchen Spuk. In Schlitters hält das Züglein lang, da liebt man Wein, Weib und Gesang. In Fügen wurde einst Bier gebraut, jetzt ißt man die Suppe vom rohen Kraut. In Uderns und auf der hohen Wies gibt es viel Kot und wenig Kies.



Bahnhof Zell - links die ehemalige Genossenschafts-Sennerei.

In Kaltenbach und in Stumm sind wenige gscheit und viele dumm.
In Aschau liegt ein großer See und 's Krapferhäusl ist in der Näh.

Jetzt kommt die Hauptstadt, das noble Zell, da gibt es Köpfe hart und hell.
Da gibt es Leder, Mehl und Kas und Rübenwasser frisch vom Faß.
Holz und Bier 's ganze Jahr und was nit derlogn ist, ist wahr.
In Ramsau geht der Wind so kalt, do hen die Kiah 's ganze Jahr galt.
In Schwendau ist der Kiandler z'Haus, der treibt alls Mögliche, sogar die Teufl, aus.
In Mayrhofen da hockn sie fest, da bewirtet man jeden aufs allerbest.
Gott bewahre mich vor Gericht und Klag, heut ist der "Unsinnige Donnerstag".

Seite 10 "Friaga z´ Zelle" Folge 2

Fasching - Wie es begann ... und Bildreminiszenzen dazu

Zell war seit jeher eine der "Faschings-Hochburgen" im Zillertal. Die ersten Aufzeichnungen finden sich vor 155 Jahren, wobei damals allerdings von "Slittagen" oder "Schlittagen" gesprochen wurde. Möglich ist, da damals auch Schlitten als "Slitten" bezeichnet wurden, dass Maskierte in Umzügen gänzlich Schlitten als Fortbewegungsmittel verwendeten. Die im Jahr 1867 aus 43 Pferden bestehende Gruppe muss eine stattliche Kolonne dargestellt haben.

1867 werden diese Slittage wie folgt beschrieben: "Am 20. Jänner fand die erste große Schlittage von Zell nach Fügen mit der Musikbande, Vorreiter und vielen Masken statt. Hiezu standen 43 Pferde in Verwendung. Unterhaltung der zahlreichen Gesellschaft ausgezeichnet!"

Ein Jahr später fanden 1868 wiederum Slittage statt: "Am 9. Februar war Slittage von Zell nach Fügen, an welcher sich auch die Stummer zahlreich anschlossen. Der Empfang in Fügen gestaltete sich sehr großartig. Die Musikbande von Fügen und eine Abteilung buntester Masken empfingen die Slittage außerhalb der Ortschaft unter lebhaftem Böllerknall und marschierte dann voraus durch das Dorf bis zur Post. Im ganzen waren mit den aus Jenbach und Rattenberg Gekommenen 100 Slitten beisammen. Auch die Musikbande aus Jenbach war hereingekommen und sowohl diese, auch die Zeller und Fügener Bande, hielten wechselweise Platzmusik. In allen Gasthäusern war es überfüllt und wurde allerorts getanzt und gesungen. Auch von den Bergen waren eine Menge Zuschauer erschienen. Das ganze Arrangement und die Unterhaltung aller Leute war nun gelungen und blieb lange in der Erinnerung der Leute."

1905 berichtet der Chronist und verwendet erstmals den Begriff "Faschings-Umzug": "Am 11. Februar Faschings-Umzug. Von den vereinigten Riederern, Fügenern und Stummern als auch den Zellern. Wie bekannt, wollte der Gerber Obholzer auf dem rechten Zillerufer eine Bahn nach Brixlegg bauen. Auf das hin wies der Faschings-Umzug. Die Musik eröffnete den Zug, dann kam die Lokomotive und Waggons mit Baumrinden überzogen, eine Gruppe Gerbergesellen, dann ein Schlitten mit einem Throne, auf demselben eine würdig sich stellende Person, den Gerber darstellend, mit dem Kopfe gnädig nickend, ein königlich geschmückter Mann. Dann ein zweiter Mann auf einem Schlitten mit einer Tafel um den Hals, darauf der Paragraph 320 gezeichnet, von einem Affen gezogen, der den rechts gewandten Grünbichler darstellend, zuletzt der Bauunternehmer von den Passagieren 6 Kronen fordernd. Das war ein gelungener Faschingsscherz."











1952. 1965.

Mit "Gia Zelle ..."



... könnte der Titel für dieses Bild umschrieben werden. Bei dessen Betrachtung ergeben sich viele Fragen, die der Schreiber allerdings nur teilweise zu beantworten imstande ist.

Entstanden ist die Abbildung in den 1920-er Jahren. Es zeigt die damals den Ziller überspannende Holzbrücke. Noch ziert sie mittig das Kruzifix, welches während der Nazizeit heruntergeschossen wurde. Auf Zeller Seite besteht noch die Kapelle, in der St. Nepomuk (oder Johannes von Nepomuk) über die Passierenden wacht. Links davon ersichtlich ist das Mesnerhaus, das im Zuge der Zillerregulierung während der zweiten Hälfte der 1960-er Jahre abgetragen wurde. Dahinter sieht man das Dach des Ritzl-Hauses, mittlerweile ebenfalls abgetragen. Zwischen Brücke und Kirche sichtbar ist der Neuwirt, auf dessen Dach sich ein kleiner Baukörper befindet. Heute würden wir vermutlich diesen als Dachkapfer bezeichnen, mit dem Abstandsbestimmungen legal umgangen werden können. Wie man sieht, sind sämtliche Gebäude mittels Legschindeln eingedeckt. Damals hatte jedes Gebäude einen derartigen Aufbau, um vom Hausinneren auf das Dach gelangen zu können. Dies war essentiell, mussten doch in bestimmten zeitlichen Abständen die Schindeln gedreht werden, um einer zu schnellen Verrottung vorzubeugen. Auf einem der sichtbaren Strommasten ist ein Schild angebracht. Interessant wäre dessen Text, allerdings ist dieser auch bei entsprechender Vergrößerung nicht lesbar. Im Bild rechts erkennt man die Dachkonstruktion eines Pavillons, welcher ehemals im zum Neuwirt gehörigen Garten Bestand hatte.

Nun zum Fußgänger selbst - wobei klar wird, warum der Titel "Gia Zelle" gewählt wurde. Er dreht Zellbergeben den Rücken zu und geht damit eindeutig nach Zell. Wer er ist, wissen wir nicht. Was will er in Zell?, besucht er einen Gottesdienst?, laut Turmuhr ist es kurz vor 14.00 Uhr!, gab es eine Nachmittags-Andacht und er ist spät dran, weil keine anderen Passanten sichtbar sind? Sein Buckelkorb weist darauf hin, dass er entweder etwas liefert oder etwas abholen will. Eher ist er ein Lieferant, da am oberen Ende des Korbes eine Erhöhung sichtbar ist. Was liefert er?, Fragen über Fragen, die alle historischen Bilder aufwerfen. Oder wäre es gar möglich, dass er ein Zeller ist, der trotz örtlicher Krämer "fremdgegangen" ist und sich im benachbarten geschäftlichen Ausland mit Notwendigem eingedeckt hat?!

Roch ein winterliches Foto



Aufgenommen wurde das Bild um 1930 in der oberen Gerlosstraße, damals der "Kerblgasse". Am rechts ersichtlichen Gebäude hat sich während neun Jahrzehnten (außer einem nordseitigen Zubau) nichts verändert. Erbaut wurde das Objekt 1914 von Maria Leo als Wohnhaus mit Krämerladen. Gegenwärtig ist darin die Firma "Zillerdruck" untergebracht. Undenkbar ist heute allerdings, dass auf der Straße winterlichen Vergnügungen nachgegangen wird, was mit Sicherheit infolge des gegenwärtigen Verkehrsaufkommens, des bestens funktionierenden Winterdienstes und gesetzlicher Vorgaben auch gar nicht mehr möglich wäre.

Ein Suchbild



Das gegenständliche Foto zeigt einen Uniformierten mit einer Sammelbüchse vor dem Haus Nr. 36. Infolge der Uniform ist der Zeitraum, während welchem dieses angefertigt wurde, klar zuzuordnen - eine Entstehung ist in die Zeit zwischen 1938 und 1945 zu datieren. Der Sammler selbst war anfangs noch unbekannt.

Anhand archivierter Hausnummernlisten konnte erhoben werden, dass damals Eigentümer des Hauses "Nr. 36" die Geschwister Fleidl (Ponzer) waren. Was lag also näher, die Nachkommen - in deren Besitz das Objekt nach wie vor steht - zu kontaktieren, vorerst jedoch ohne Erfolg. Paul Herunter, seines Zeichens Obmann des örtlichen Veteranen- und Reservistenvereines sowie eingeheirateter Nachkomme der damaligen Besitzer, wurde jedoch im gegenständlichen Zusammenhang detektivisch tätig und trat mit Josef Rauch, dem langjährigen Zeller Mandatar und pensioniertem Meldeamts-Leiter in Verbindung. Josef Rauch, ein gebürtiger Finkenberger und seit rund siebzig Jahren in Zell ansässig, ist gleichsam als Zeitzeuge tätig und wird oftmals kontaktiert, wenn es um Fragestellungen hinsichtlich der Vergangenheit geht. Er fungiert so als Kenner geschichtlicher Abläufe und war wiederholt in der Lage, auf historische Fragen zufriedenstellende Antworten zu geben. So auch jetzt: Josef Rauch konnte auf Anhieb den bis dato Unbekannten identifizieren - "das ist der Weninger!".

In der letzten Ausgabe von "Friaga z' Zelle" fand sich ein Bericht über den aus Niederösterreich stammenden Josef Weninger, der in einer der sieben Zeller Schustereien beschäftigt war. Er soll auch als Nachtwächter tätig gewesen sein. In Schriftform ist dies leider nicht belegbar. Die Marktgemeinde Zell verfügt, auch in digitaler Form über Niederschriften von Sitzungen des Gemeinderates - oder wie es früher hieß, des Gemeindeausschusses - bis zurück zum Jahr 1902. Allerdings wurden sämtliche Protokolle von 1938 bis 1945 (jene Zeit, während welcher Österreich als Ostmark dem Großdeutschen Reich angehörte) aus dem entsprechenden Buch entfernt. So können leider keine Details über diesen Dienstposten sowie den Aufgabenbereich von Josef Weninger nachvollzogen werden. Vermutet wird, dass er im Auftrag der Gemeinde als Sammler für eine der Hilfsaktionen "zu Gunsten notleidender Volksgenossen", z.B. für das Winterhilfswerk, tätig war. Dabei wurden Geld- und Sachspenden gesammelt, um die materielle Not gewisser Bevölkerungsteile ..im Reich" zu mindern.



Das Haus Nr. 36 existiert in der ursprünglichen Form nicht mehr. Es lag direkt an der Gerlosstraße. Über einen schmalen Gehsteig gelangte man in den Blumenladen und die Tabaktrafik. 1981 erfolgte der Neubau des Wohn- und Geschäftshauses, wie wir es heute kennen. Dieser Neubau war eine große Herausforderung, wurden doch die straßenseitigen Teile erst nach Errichtung der jetzigen Bausubstanz abgetragen.

Liebe Grüße, Euer Bürgermeister



(Robert Pramstrahler)